

Da liege ich – in einem sauberen Krankenhausbett, Injektionsnadeln im Arm und an Schläuche angeschlossen. Die Schläuche führen zu Flaschen. In ihnen schwappt ein gefäßerweiterndes Mittel. Sechs meiner Finger sind erfroren. Sie stecken in dicken Verbänden.

Wie kann man es rechtfertigen? Kann man es überhaupt auch nur verstehen? Ich habe seit jenem Tag vor sieben Jahren oft über mein Verhalten nachgedacht. Eine schlüssige Erklärung konnte ich nicht finden. Ich war jung – entschuldigt das alles? Ich liebte das Spiel, das große Spiel der Berge. Wir kletterten bei 15 Grad minus im Klettergarten, bis die Haut am Fels anfror. Wir tanzten auf zentimeterstarker Eisglasur 60 Grad steile Granitplatten hinauf. Wir suchten das Abenteuer, und wir fühlten uns stark genug, um noch stärker daraus hervorzugehen. Was konnte schon passieren?

bleib doch bei diesem Wetter lieber zu Hause“, klingt es aus dem Telefonhörer, „ich könnte dich am Wochenende mal wieder besuchen.“ Es ist die Stimme einer jungen Alpinistin. Sie ist nett. Und doch denke ich wirklich nur einen kurzen Augenblick darüber nach – dann ist die Entscheidung gefallen. Ich fahre lieber mit meinem neuen Kletterpartner zum winterlichen Jubiläumsglat. Das ist so recht nach meinem Geschmack und Gerald ein neuer „Stern“ am Gefährtenhimmel. Er wandert gern im Karwendel. Und er „wandert“ dort auch mal schwerer. Im vergangenen Herbst ist er die Nordverschneidung in der Laliederwand geklettert. Fast zur gleichen Zeit gelangen mir meine großen Touren, die Nordwände von Eiger, Matterhorn und Grandes Jorasses. Und wir beide sollen klein begeben? Am Jubiläumsglat? Nur weil das Wetter ein bißchen schlechter geworden ist, soll uns dieser Grat im Winter



Ein Lawinenabgang, sechs erfrorene Finger,

eine Nacht ohne Essen und beinahe ein Freibiwak – zwei ALPIN-

Redakteure beichten eine gemeinsame Jugendsünde.

Zwei Sichtweisen einer Beinahe-Katastrophe.

stoppen? Lächerlich. Ich komme so richtig in Kampfesstimmung. Jetzt erst recht! Hurra, her mit Neuschnee, Bruch und Steinschlag! Hinein in Bröselmist und Schotter-schlötter!

Als wir morgens aus dem Auto steigen, spüren wir sofort, daß diese Spielrunde mit Einsatz gespielt wird. 20 Grad unter Null hat es schon am Parkplatz der Zugspitzbahn, oben am Jubelgrat wird es noch kälter sein. Während wir uns sorgfältig in alle verfügbaren Kleidungsschichten hüllen, kommt eine rote Rostlaube angefahren und parkt direkt neben uns. „Nordwandexpress“ steht drauf, Porträts der drei „großen“ Alpennordwände sind draufgemalt und mit den Daten versehen, an denen der Fahrer der rostigen Karre sie durchstiegen hat. Aha, noch so ein paar Irre. Rollo und Gerald. Ein Preuße und ein Bayer.

Wenn es die miteinander aushalten, werden wir uns mit ihnen auch vertragen können. Und wir können uns beim Spüren abwechseln.

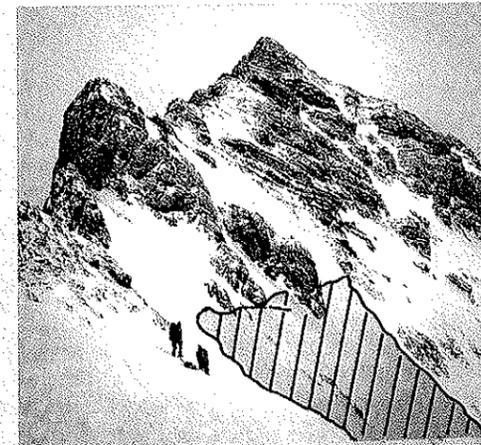
Eines der größten Probleme beim Jubelgrat ist, den Ausstieg aus dem Labyrinth der Zugspitz-Gipfelstation zu finden. Dann die letzte Schicht Klamotten überwerfen, und los geht das Spielchen. Schön kalt. Schön viel Schnee. Schöne Wächten. Immer brav am Grat bleiben, bei diesen Verhältnissen kann auch mal das eine oder andere Schneebretchen dahergehen. Lustiges Gewühle im knietiefen Schnee. Wo ist der Felsgrund, was ist schon Wächte? Sorgfältig hinunterstapfen in steilen Flanken, zwischendurch sogar einmal abseilen. Besonders nett ist die Querung in der Westflanke der Höllental Spitze. Kein Reiß, kein Drahtseil. Hei, wie kreischen die Eisen auf den abschüssigen Felsplatten! Wie lacht der Abgrund zwischen

den Beinen herauf! Mann, sind wir stark, das haben wir locker im Griff! Fehler gibt es nicht, weil man in diesem Gelände keinen Fehler macht. So geht es stundenlang dahin, leichtes Schneetreiben gibt der Sache alpine Atmosphäre. Die Handschuhe sind gefroren, doch der Körper bleibt durch die Bewegung warm. Irgendwann nachmittags erreichen wir einen Sattel, wo ein Schild auf den Notabstieg zur Knorrhütte hinweist. Die Kollegen vom Nordwandexpress setzen sich hin und kruschteln irgendwas mit einer Landkarte herum, mein Kumpel Günther liegt ein Stück zurück, also übernehme ich wieder einmal den Spurjob.

Samstag. Am Parkplatz haben wir Andi und Günther kennengelernt und sofort ein Viererteam gebildet. Der erste Eindruck auf dem Gipfel der Zugspitze ist eisig. Die Ver-

Psychologie

Vier Verrückte auf dem Weg zur Hölle



Beinahe das letzte Bild. Der schraffierte Hang ging beim Spuren als Schneebrett ab. Im Rückblick sieht man die fast einen Meter hohe Abrißkante



hältnisse sind mies, vom Grat ist nicht viel zu sehen. Wüste Schneespure und völlig verweiste Kletterstellen im Dreiergelände wechseln einander ab. Irgendwann sitze ich im Reitsitz auf dem Grat, schiebe Unmengen von Neuschnee zur Seite, fluche und baue eine Abseilstelle. Gerald macht den Knoten, Günther friert und Andi popelt in der Nase. Wir gleiten am steifen und kalten Strick herunter, versinken gleich bis zum Bauch im Schnee und robben auf einer Rampe wieder nach oben. An allen möglichen Stellen dringt der Schnee in die Klamotten, alles ist feucht und saukalt. Wir erreichen einen kleinen Sattel, wo der Sommerweg von der Knorrhütte heraufkommt. Gerald holt seine Superwanderkarte aus dem Rucksack und fängt an, mit dem Finger auf dem bunten Papierfetzen herumzuzeigen. Er sucht die genaue Lage der

Biwakschachtel. Ich ärgere mich, wir sind ohnehin zu langsam. Und um die Blechdose zu finden, müssen wir einfach nur am Grat weitergehen. Ich will schon motzen und weitergehen. Doch dann denke ich mir, ich könnte ihm auch beim Zusammenlegen der Karte helfen, die in seiner Hand unaufhörlich im Wind flattert. Wahrscheinlich rettet mir diese Entscheidung das Leben. Andi hat beim Spuren gerade die Nase vorn und quert in der Südflanke um einen mächtigen Felssturm herum. Normalerweise wäre ich als zweiter in einem Sicherheitsabstand von 30 bis 40 Metern hinter ihm hergegangen.

Mit Vernunftsgründen ist die Entscheidung nicht zu erklären. Wie so oft, wenn man mit knapper Not dem Tod enttrinnt, kann man sich danach nur noch an den Kopf greifen.

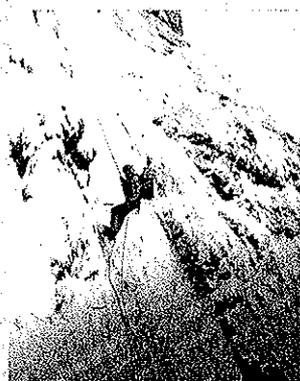
Aber die Vernunft hatte bei der Entscheidungsfindung auch keinen Anteil. Das Hirn wie ein Topf, randvoll mit undefinierten Gefühlen, Argumenten. Ein Anstoß. Nach irgendeiner Seite läuft der Topf über. Nach welcher Seite, das entzieht sich der Kontrolle. – Fünf oder mehr Stunden Hatschen und Stapfen auf dem Grat liegen hinter mir, voll Anspannung und Konzentration. Vor mir wieder ein Felsstück. Ganz schön unfreundlich können verschneite Felsgrate aussehen. Der Hang rechts darunter ist bestimmt technisch leichter. Also da lang. Der Schnee ist nicht gut. Eklig, breiig, zäh. Vom Wind gepackt, klassisch gefährlich. Warum gehe ich trotzdem weiter? Eine Mischung aus Faulheit und Konsequenz treibt mich auf dem eingeschlagenen Weg vorwärts, weg vom abschreckenden, aber sicheren Grat. Eigentlich sollte ich zumindest die anderen warnen, damit sie zu-

rückbleiben. Warum tue ich das nicht? Habe ich Angst davor, meine Unsicherheit in diesem Triebneefeld zuzugeben? Ach, die sitzen ja sowieso über der Karte! Wie man sich doch selbst bescheißen kann. Ich nehme die Hände aus den Skistockschlaufen, mache ganz große Schritte, um den Schnee nur zu perforieren, nicht abzuschneiden. Glaube ich im Ernst, so den Abriß vermeiden zu können? Oder glaube ich, mich in einem Schneebrett von einem halben Meter Mächtigkeit auf der Stelle halten zu können? Noch könnte ich zurück, wieder hinaufstapfen zum Felsgrat. Aber mir passiert ja nichts, ich bin ja der „King of the Mountains“, der Jubelgratbezwinger, der coole Bergsteiger, der angehende Bergführer. Und außerdem bin ich jetzt schon mitten im Hang. Der Schnee wird tiefer und schwerer. Ich kann keine Einzeltritte mehr stapfen, muß doch einen Graben ziehen.

Langsam windet sich die Angst aus dem Magen nach oben. Aber jetzt kann ich nicht mehr zurück. Ich halte mich möglichst nahe an der Felswand. Immer länger wird der Graben hinter mir. Noch ein Meter. Oberkörper vorbeugen, Hüfte vorschieben. Bein heben, Knie in die Kuhle drücken, belasten. Fuß heben, nach vorne setzen. Und der nächste Schritt. Die Gefahr ist fast greifbar, doch ich kann nur noch nach vorne. Plötzlich spüre ich Luft unter dem rechten Fuß, darunter öffnet sich die Leere. Die rechte Wand meines Spurgabens weicht von mir und mit ihr der ganze Hang. Mit einem Fuß in der Luft stehend, kann ich mich gerade noch halten. Fast lautlos gleitet das Brett ab, zerfällt zu Schollen, gewinnt Fahrt. Zweihundert Meter tiefer füllt es über eine senkrechte Kante ins Reintal. Gedämpftes Donnern dringt nach oben.

Peng! Ein so lautes Knallen habe ich lange nicht mehr gehört. „Na“, denke ich noch, „da geht wohl in der Nordflanke eine Lawine ab“, und schaue zu Gerald. Der springt wie ein Irrer den Hang hinauf, reißt mich am Ärmel, und ich springe mit. Unterhalb von uns wandert der gesamte Hang nach unten, rutscht zweihundert Meter tiefer über eine Felsstufe und bollert in die Tiefe. Gerald schluckt, ich fasle etwas von Naturschauspiel, und Günter brüllt nach

Mit einem Schlag ist die Katastrophe gegenwärtig. Ich stehe genau an der Abrisskante des Bretts. Auf eine Länge von dreihundert Metern ist der Hang abgegangen. Dreißig Meter meiner Spur fehlen. Mann, bin ich ein Arschloch! Die ganzen Beschwichtigungen und Verdrängungen sind mit hunderttausend Tonnen Schnee ins Reintal geschwemmt wor-



Abselrückzug über verschneite Platten an der Höllentalspitze

den. Hier stehe ich, ein Idiot! Ein Oberidiot. Ein Oberoberidiot. Warum lebe ich noch? Dann kommt der Horror: Wo sind die anderen? Haben sie gewartet? Oder liegen sie auch da unten? Habe ich drei Freunde auf dem Gewissen? Panisch quere ich auf dem Hartschnee, auf dem das Brett gelegen ist, hinüber zur nächsten Scharie, haste über den Felsgrat zurück, den ich eben noch gemieden habe und der sich jetzt als völlig harmlos entpuppt. Ich höre Rufe. Mein Gott, die müssen jetzt um mich Angst haben! Aber wenigstens leben sie auch noch. Ich brülle zurück, aber sie rufen weiter, hören mich wahrscheinlich nicht. Endlich erreiche ich den letzten Gratzacken, sehe sie, sie sehen mich. Schlapp und zermalmt laufe ich vor ihnen ein. Was soll ich hier noch? Um ein Haar bin ich dem Tod entgangen, und fast hätte sie mir hineingestürzt. Ich möchte weinen, kann es nicht. Das Spiel ist aus.

Voller Angst klettern wir den nächsten Turm hinauf und auf der anderen Seite wieder herunter. Und da sitzt er, der Schneebrettreiter, der sichtbar blaß, stammelt Entschuldigungen und redet von Lawi-

nenmist. Unsere Knie sind butterweich. Es wird dunkel. Wir spüren noch bis zur Biwakschachtel. Die Nordwandgesichter sehen schlecht aus, mir bricht ein Steigeisen. In der Biwakschachtel bringen wir die Kocher ums Verrecken nicht zum Brennen. Also gibt es nichts zu essen. Nachts haben wir minus 20 Grad in unserer Kühltruhe. Gerald will nicht weiter bis zur Alpispitze, sondern zurück zum Zugspitzgipfel, obwohl das viel weiter ist. Zu große Schneebrettgefahr, meint er. Die anderen stimmen ihm zu. Das bedeutet Umkehr.

Das Leben geht weiter. 25 Grad minus und noch ein gutes Stück zur Biwakschachtel. Mechanisch hangeln wir uns an den völlig vereisten Drahtseilen zur Mütleren Höllentalspitze hinauf, auch wenn die Handschuhe immer wieder am Eisen anfrieren. Endlich die Biwakschachtel, ein eiskalter Blechkasten. Unsere Gaskartusche ist halbleer. Einen Topf Schnee bringt sie gerade noch zum Schmelzen, dann ist Schluß. Bei Rollos russischem Benzinkocher ist die Düse verstopft. Er klopft literweise Benzin zum Vorheizen über den Tank und setzt den halben Tisch und fast die Biwakschachtel in Flammen, bis eine meterlange Stuchflamme aus dem Überdruckventil schießt und weitere Versuche von der versammelten Mannschaft strengstens untersagt werden. Wir stellen drei Kerzenstummel zusammen und braten darüber in einem Blechbecher ein paar Tropfen Wasser. Die Nacht ist eiskalt. Der nächste Tag noch kälter. An der Alpispitze drohen noch mehr Schneebretter, meint Gerald, der die Tour vom Sommer her kennt. Wir blasen zum Rückzug. Heute ist es kein Spielerestück nur noch zu einem ordentlichen Ende bringen. Zurück an den vereisten Drähten. Mit einem Würgen in der Kehle am Schneebretthang vorbei. Ziemlich klein komme ich nach dreizehn Stunden am Zugspitzgipfel an. Ich hatte viel Zeit zum Nachdenken an diesem Tag. Aber was in jenem Hang in mir vorgegangen ist, kann ich mir heute noch nicht erklären.

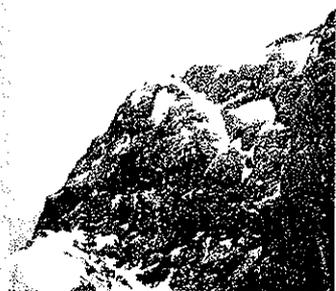
Die Spur vom Vortag ist vollständig verblasen, muß neu getreten werden. Die Temperatur fällt auf minus 30 Grad. Meine Handschuhe sind steif wie Bretter. Ich wechsele zu den Reservehandschuhen. Nach einer Stunde das gleiche Drama! Andi und Günther bleiben immer weiter zurück. Gerald hat Frostschäden im Gesicht, und ich habe Eis im Bart. Wir spüren uns fast zu Tode. Nun schneit es schon den ganzen Tag. Es fängt an, ernst zu werden, ein Freibiwak ohne Kocher könnten wir kaum überstehen. Montag arbeiten – den Gedanken habe ich aufgegeben. Es ist dunkel und die letzte Zugspitzbahn längst im Tal. Das zweite Steigeisen bricht, und Gerald befreit mich vom Spurenschnee. Durch die nassen Handschuhe spüre ich die Kälte von Skistock und Eispickel. Auf den letzten zweihundert Höhenmetern fühle ich nichts mehr. Stunden später sind wir im Zugspitzrestaurant. Nach



Ein Bergerlebnis, das keinen Anlaß bot, als stolzer Sieger zu posieren

endlos erscheinender Zeit sind die Handschuhe aufgetaut und Gerald hilft mir heraus. Die Finger sind schneeweiß. Ich stecke sie in den Mund, sie schmecken wie tiefgekühltes Rindfleisch. Eine Stunde später fliegt die Tür auf. Starrend vor Schnee stolpern die beiden anderen ins Haus. Günther ist völlig fertig, Andi geht es etwas besser, und er meint nachdenklich, daß ihn die Berge eines Tages wohl behalten werden, wenn er so weitermacht. In meinen Fingern beginnt es zu pochen. Mit dem Pochen kommt ein entsetzlicher Schmerz. Eigentlich schmerzt es überall. Denn auch Dummheit tut weh.

Rollo Steffens, Andi Dick



Anspruchsvolles kombiniertes Gelände am winterlichen Jubiläumsglat

Andi. Ich renne seine Spur hinunter, sie endet im Lawinenabris! Eine fein gezackte Kante zieht durch die Flanke, einen halben Meter hoch. Jetzt brüllen wir alle. Keine Antwort. O Mann, das war's!